

Der verbrannte Dornbusch

Wo können wir hoffen?

Manès Sperber hat seiner Romantrilogie „Wie eine Träne im Ozean“ als Prolog „Die Legende vom verbrannten Dornbusch“ vorausgestellt. In ihr verdichtet sich die Tragödie des zwanzigsten Jahrhunderts – seine revolutionären Aufbrüche, die Bitterkeit blutiger Enttäuschungen auf den Schauplätzen der Bürgerkriege und hinter den Stacheldrahtzäunen der Konzentrationslager, die Einsamkeit der Ver-

folgten – zu einer zeitlos gültigen Tragödie menschlichen Hoffens. Denn die Hoffnung, die etwa der Kommunismus geweckt hatte, entartete im Mechanismus der Gewalt zur machtabgestützten Vermessenheit der neuen Tyrannen oder zur überall unstillen Verzweiflung der Idealisten. Die einst ausgezogen waren, die Welt zu erlösen, mußten erkennen, daß „alle Taten so wenig bedeuten und so gestaltlos sind wie eine

Träne im Ozean“. Der uns im Stil mittelalterlicher Heiligengeschichten berichtet, ist selbst heimatlos; und die Trauer, von der seine Erzählung durchtränkt ist, kommt wie aus weiter Ferne. Mit der eintönigen Melancholie einer Hirtenflöte variiert er die Jahrtausende alte Klage des Psalmisten: „Tränen sind mein Brot bei Tag und bei Nacht; denn man sagt mir den ganzen Tag: Wo ist nun dein Gott?“ (Ps 42, 4)

Die Legende vom verbrannten Dornbusch

„... Und so mehrten sich die Stimmen jener, die da sagten, daß die Tage der Finsternis zu lange gedauert hatten; zu lange hatte man darauf gewartet, daß das Versprechen des Glücks Wirklichkeit und die Verkündigung des Lichts Wahrheit würde. Und sie sagten: ‚Kommt, laßt uns unsere Wohnungen rund um den Dornbusch bauen, der seit Ewigkeit brennt. Die Tage der Finsternis und der Kälte werden dahin sein, für immer, denn immer wird der Dornbusch brennen und nie wird er verbrennen.‘

Also sprachen die Mutigsten unter ihnen, jene, in welchen die Zukunft lebte wie das Ungeborene im Leibe der Trächtigen, jene, die da nicht die Orakel fragten: ‚Was wird sein?‘, sondern allein den eigenen Mut, die eigene Großmut: ‚Was werden wir tun?‘

Und ob sie schon Hindernisse fanden und Feindschaft allerorten, so folgten ihnen doch viele auf dem steilen, steinigen Wege zum brennenden Dornbusch. Und sie richteten sich ein, in seinem Lichte zu leben.

Da aber geschah es, daß seine Zweige zu verkohlen begannen, und sie fielen ab und wurden zu Asche. Selbst die Wurzel verbrannte und wurde zu Asche. Und wieder brach die Finsternis herein und die Kälte.

Da erhoben sich Stimmen, die also sprachen: ‚Sehet, wie alle unsere Hoffnung getäuscht worden ist – ist da nicht Schuld? Prüfen wir, wessen Schuld es ist!‘

Da ließen die neuen Herren alle jene töten, die so sprachen, und sie sagten: ‚Ein jeglicher, der da aufsteht und will es wahrhaben, daß der Dornbusch verbrannt ist, soll eines schändlichen Todes sterben. Denn nur dem Feinde leuchtet sein Licht nicht, nur er friert in seiner Wärme.‘ So sprachen die neuen Herren auf dem Aschenhügel; um sie war eine große Helle, sie kam vom

Lichte der Fackeln in den Händen der neuen Sklaven. Und wieder standen welche auf, in ihnen lebte die Zukunft wie das Ungeborene in der Trächtigen, die sagten: ‚Der Dornbusch ist verbrannt, weil es bei uns aufs neue Herren gibt und Sklaven, ob wir ihnen schon andere Namen geben. Weil es Lüge bei uns gibt und Niedertracht und Erniedrigung und Gier nach Macht. Kommt, laßt uns anderswo neu beginnen.‘

Doch die neuen Herren befahlen den Sklaven, überall und zu jeder Stunde das Lob vom brennenden Dornbusch zu singen. In den Finsternissen hörte man sie singen: ‚Heller als je vorher leuchtet uns das Licht‘; sie bebten vor Kälte, doch sie sangen: ‚Uns wärmt des Dornbuschs ewiges Feuer.‘

Die neuen Schergen der neuen Herren gingen aus, jene auszurotten, die die Wahrheit sagten, die Namen jener in Schande auszulöschen, die davon sprachen, aufs neue zu beginnen. Doch so viele sie ihrer auch töteten, sie konnten die Hoffnung nicht vernichten, die alt ist wie die Trauer und jung wie die Morgendämmerung. Es gibt einen anderen Dornbusch, man muß ihn suchen – verkünden die geheimen Stimmen jener, denen die Schergen der alten und der neuen Herren auf den Fersen sind – und finden wir ihn nicht, so werden wir ihn pflanzen.

Gesegnet seien, die so sprechen. Daß doch die steinigen Wege ihren Füßen nicht zu hart werden und ihr Mut nicht geringer als unser Jammer.‘

So sprach der Fremde, ehe er uns wieder verließ. Wir versuchten, ihn schnell zu vergessen, ihn und den bitteren Geschmack seiner Hoffnung. Wir waren müde des ewigen Anfangs.

Vom bitteren Geschmack der Hoffnung

Die Legende spricht zwar nicht direkt von Gott. Aber war nicht nach dem Segen des Mose alles irdische Glück „die Gnade dessen, der im Dornbusch wohnt“ (Dtn 33, 16)? Späterer jüdischer Tradition zufolge hatte Gott gerade den Dornstrauch als Ort des Verweilens gewählt, den Busch, der dicht und voller Stacheln war, weil er Israels Bedrängnis in Ägypten gesehen hatte und so die Drangsal seines Volkes teilen wollte. Der brennende und nicht verbrennende Dornstrauch war also der älteste Ort der Hoffnung (vgl. Ex 3). Aber die Flammen dieses Dornbusches

leuchteten niemandem, seine Glut wärmte niemanden. Steile, steinige Wege trennten die Menschen von jenem göttlichen Bereich draußen in der Wüste. Genügte es also, in der Finsternis und Kälte des irdischen Jammertales darauf zu warten, „daß das Versprechen des Glücks Wirklichkeit und die Verkündung des Lichts Wahrheit“ würden? Manès Sperber, der Knabe aus einem jüdischen Städtel österreichisch Galiziens, hatte es so gelernt: „Alles würde anders werden, wenn erst der Messias käme. Nein, man wußte nicht, wann er kommen würde, doch konnte es jeden Augenblick sein. Also mußte man jeden Augenblick so leben, daß man seiner würdig

wäre. Das war alles, was man tun konnte, die Erlösung Gottes und seiner Welt herbeizuführen. Man mußte warten.“ War das also die Hoffnung angesichts der unfassbaren Leiden, angesichts der Ideologien von Unterdrückung und Ausbeutung? Wurde nicht alles zu einer unwirklichen Vertröstung, die das Elend verewigen half? Nein, man wollte nicht länger untätig zuwarten. „Stimmen“ werden laut. Hoffnung braucht Stimmen, in denen „die Zukunft schon lebt wie das Ungeborene im Leib der Trächtigen“, Stimmen, die das Noch-nicht-Sichtbare zu Bewußtsein bringen. Hoffnung braucht solche Stimmen, die eine Gegenöffentlichkeit schaffen, wo die ►

Wirklichkeit auf Noch-nicht-Verwirklichtes durchschaut und wo über die Erwartungen gesprochen werden kann. Hoffnung braucht solche Stimmen, die herausfordern, diese Stunde als Gnade zu begreifen, damit jetzt schon aus dem gelebt werde, woraufhin wir bereits unterwegs sind und wofür es sich zu leben lohnt. Wir brauchen solche Stimmen als Ort der Hoffnung. Denn Hoffnung wird nur greifbar im Wort. Und niemals genügt es zur Hoffnung, nur passiv auszuhalten, bis etwas passiert. Immer bedarf es derer, die sich in schöpferischer Erwartung aktiv verhalten, damit Hoffnung möglich wird.

Die Stimmen der Legende fragen nicht die Orakel: „Was wird sein?“ Die Institutionen, die von Zukunft sprechen, sind offenbar erstarrt in ihrem Schicksalsglauben und ohne gesellschaftsverändernde Kraft. So fragen die Stimmen „allein den eigenen Mut, die eigene Großmut: Was werden wir tun?“ Wird nicht eine „Wahrheit, die man nur kennt, ein nutzloses Geheimnis, eine verfallende Wahrheit“ und ist „Geschichte nicht das, was wir geschehen machen, geschehen lassen“? Was Glück schenkt, ist freilich nur abseits von all dem selbstzufriedenen oder resignierten Getriebe der Öffentlichkeit zu finden, über „Hindernisse und Feindschaft“ hinweg und auf „steilem, steinigem Weg“. Dort, wo der Dornbusch brennt, dort auf dem Berg der Verklärung, richteten sich also die Hoffenden ein, „in seinem Licht zu leben“. Was aber war das Licht, was war die erleuchtende Wahrheit des feurigen Dornbusches? Mose hatte sie einst erfahren als Gottes vor Mitleid brennendes Dasein und Befreiung entzündende Ausstrahlung. Gott loderte im Dornstrauch, um durch seine Sympathie die Apathie der im Glutofen Ägyptens Hoffnungslosen zu überwinden. Nichts widersprach seiner flammenden Solidarität mehr, als den Exodus aus der Knechtschaft in neuerliche Sklaverei zu pervertieren. Dies alles dürfte im Hintergrund der Legende stehen, obwohl sie darüber schweigt. Umso unfaßbarer, was geschieht: Der brennende Dornbusch verbrennt. Nur Asche bleibt vom Holocaust, Gottesfinsternis und Gottverlassenheit.

Wo die Brüderlichkeit der Gemeinde aufhört, dort stirbt auch der Ort der Hoffnung. Soll sie wieder möglich werden, braucht es Stimmen, die das Versagen aufdecken. Anerkenntnis der Schuld ist Voraussetzung für eine Umkehr zur Zukunft. Wer freilich Dunkel und Leere leugnet, der verweigert jede weitere Hoffnung. Er hat ja ihre Erfüllung schon vorweggenommen. Auf dem Aschenhügel, dort, wo zuvor der Dornbusch brannte, haben sich neue Herren etabliert. Sie diktieren die öffentliche Meinung. Jeden, der widerspricht, machen sie mundtot. „Sie haben“ – sagt Manès Sperber einmal – „die Fahne behalten, so daß sie zum Leichentuch geworden ist, das die gemordete Wahrheit bedeckt. Sie haben den Sinn der Worte verkehrt, so daß die verstummen müssen, in denen ihrer wahrer Sinn lebt.“ So sind schließlich nur mehr die Propagandisten der neuen Ideologie zu hören. Ihr Lob vom immer noch brennenden Dornbusch steigert sich überall und zu jeder Stunde zum Gesang. In den vielfachen Finsternissen singen sie: „Heller als je zuvor leuchtet das Licht.“ Beend vor Kälte singen sie: „Uns wärmt des Dornbusches ewiges Feuer.“ Solche Vermessenheit tötet die Hoffnung, die ja noch unterwegs ist zum erwarteten Ziel. Und sie versucht jeden auszulöschen, der noch ein anderes Licht als jenes der Fackeln in den Händen der neuen Sklaven sucht. Aber die Hoffnung, „die alt ist wie die Trauer und jung wie die Morgenröte“ lebt weiter, weil es nicht gelingt, alle Stimmen stumm zu machen, die sich denen widersetzen, die jetzt das öffentliche Sagen haben. Es sind freilich nur noch geheime Stimmen, die Schuld, Lüge und Gewalt entlarven, obwohl die Schergen der alten gemeinsam mit denen der neuen Herren ihnen auf den Fersen sind. Sie widersetzen sich jedoch der Unwahrheit mit einer Halbwahrheit. Allzu leicht zündet sich ja, wer im Dunkeln sitzt, einen Traum an (N. Sachs). Sie verkünden einen anderen Dornbusch. Niemand weiß, wo er wächst, ja ob es ihn überhaupt gibt. Und niemand spricht mehr von seinem geheimnisvollen Feuer, das allein Licht und Wärme spendet. Man muß ihn nur suchen, den anderen Dorn-

busch. „Und finden wir ihn nicht, so werden wir ihn pflanzen.“ Also Hoffnung, die zur U-topie, zur Ortlosigkeit entartet und die, um nicht zu verzweifeln, das Wunder schaffen will, das doch noch nur entdeckt werden kann. Denn nur Gott selbst vermochte erneut auf Erden ein Feuer zu entzünden, das brannte und doch nicht verbrannte.

Ist die Hoffnung des Menschen also seine Verdammnis? Sind wir verdammt, Opfer des „süßen Giftes Hoffnung“ zu werden, die zum passiven Abwarten verführt und zu zahllosen Verbrechen legitimiert? Oder ist Sisyphus unser absurdes Schicksal, so daß es keine größere Hoffnung im Bereich des Menschen gibt als die Erlaubnis, sich aus diesem Bereich hinauszustehlen (A. Camus)? Sollen wir also, des ewigen Anfangs müde, „den bitteren Geschmack der Hoffnung“ zu vergessen suchen? Die Stimme, die uns die Legende erzählt, der Fremde, preist jene selig, die auf dem steinigem Weg bleiben.

Die Hoffnung der Hoffnungslosen

Vor zwanzig Jahrhunderten, zu Beginn unserer christlichen Zeit, ist „Jesus aus Nazareth“ gekommen, wie Mose ein „Prophet, mächtig in Wort und Tat“ (Lk 24, 19; vgl. Apg 7, 22), „um Feuer auf die Erde zu werfen“ (Lk 12, 49). Einer außerbiblischen Überlieferung zufolge soll er sogar gesagt haben: „Wer mir nahe ist, ist dem Feuer nahe; wer mir fern ist, ist dem Reich, dem Leben, fern.“ Doch auch Jesus wurde ausgelöscht. „Unsere Hohenpriester und Führer haben ihn zum Tod verurteilen und ans Kreuz schlagen lassen. Wir aber hatten gehofft“ (Lk 24, 20). So sprechen die beiden Jünger, die nach der legendär-theologischen Erzählung des Lukasevangeliums (24, 13-35) auf dem Weg sind, fort aus Jerusalem, wo die Gemeinde Jesu ausharrt, zurück in ihre alte Heimat Emmaus. Sie hatten auf Befreiung gehofft und daß Jesus sich darin als Messias erweise. Aber es war anders gekommen, als sie erwartet hatten, genauer: als sie das, was mit Jesus geschehen war, ausgelegt hatten. Wer ans Kreuz genagelt und begraben worden ist,

kann nicht der Erlöser Israels sein. Auch ein leeres Grab ändert daran nichts mehr. Was bleibt ist Trauer. Seltsam nur: Sie gehen miteinander, obwohl sich doch jeder von ihnen zur Flucht in die Einsamkeit der Enttäuschten entschlossen hatte. Und sie reden miteinander, obwohl sie doch nach Jesu Tod keine Hoffnung mehr sehen. Gerade so aber ermöglichen sie es Jesus und in ihm ihrer erstorbenen Hoffnung, mitzugehen und mitzureden. Der Auferstandene kommt als ein Fremder. Sie können ihn nicht erkennen, weil sie ihn totgesagt haben. Eine Erfahrung macht ja gewöhnlich nur, wer erwartet, daß ihm etwas widerfährt. So aber ist die Hoffnung der Hoffnungslosen ganz Gottes Werk. Ihr ganzer Weg mit Jesus ist umklammert vom „Gehaltensein ihrer Augen“ (24, 16) und dem „Geöffnetwerden ihrer Augen“ (24, 31). Der unerkannte Mitwanderer kommt durch seine Fragen auf scheinbar allzu Bekanntes zurück: auf Jesu

Tod, der nach drei Tagen besiegelt, und auch auf ihre Hoffnung, die nach kurzem Aufflackern endgültig erloschen ist. Wer freilich auf etwas zurückkommt, was sich ereignet hat, will es in neuer Weise besprechen, will neue Gesichtspunkte zur Geltung bringen. Was die beiden Enttäuschten zu kennen meinen, das lehrt sie der Unbekannte durch seine Auslegung von Gottes Wort zu durchschauen. Nur so kann Hoffnung entstehen: daß Tatsachen – und wären sie auch so unwiderstehliche Fakten wie Leid und Tod – neu besprochen und von früheren Erfahrungen mit Gott her neu gedeutet werden. Durch die Verkündigung der Schrift eröffnet sich dem Glaubenden ein neues Verständnis der Geschichte Gottes mit den Menschen, auch des eigenen Lebens. Er hört längst Gewußtes neu. Der Sinn des Wortes Gottes wird den Jüngern erschlossen, weil sie sich dem erleuchtenden Wort des ihnen fremd gewordenen

Jesus nicht verschließen. Sie brauchen jetzt nicht zu fliehen vor der Tatsache, daß der Christus, in dem Gott gesprochen und gehandelt hat, gekreuzigt worden ist. Denn sie begreifen, daß die Schriften des Alten Bundes ihm diesen Weg gewiesen haben. Sie begreifen, daß sein Untergang im Sterben sein Aufgang in Herrlichkeit war, daß sein Todesschicksal auch sie befreit und daß dort erfüllte Hoffnung ist, wo sie meinten, getäuscht worden zu sein. Sie begreifen also, daß christliche Hoffnung über Verfolgung, ja über das Kreuz (hinaus) geht. Das Evangelium erzählt keine Antwort der Jünger. Sie schweigen, weil sie im Innersten betroffen sind. Geht es doch um das letzte Wagnis: selbst im hoffnungslosen Tod das Leben zu entdecken. Aber voll schlichter Dankbarkeit sorgen sie sich um die Nacht des Fremdlings, der ihr Herz hat hell und warm werden lassen. Während sie den Fremden ►

als Bruder einladen, bitten sie den Herrn zu Gast. Sie gewähren dem Wanderer eine Unterkunft und kommen so selber heim. Der Gast handelt als Hausvater: Er nimmt das Brot, spricht den Lobpreis, bricht das Brot und verteilt es. Da werden ihnen die Augen aufgetan, die bisher gehalten waren. Sie waren hoffnungslos gewesen, weil Jesus nicht mehr unter ihnen weilte. Deshalb hatte sie auch das belehrende Wort allein noch nicht zu Sehenden gemacht. Erst jetzt, da sie seiner Gegenwart inne werden, erkennen sie ihn als den, der aus dem Grab der Welt und in ihrem eigenen Herzen auferstanden ist. Denn im eucharistischen Mahl stiftet der Herr Gemeinschaft mit den Seinen, auch wenn er in dem Augenblick, da sie ihn erkennen, unsichtbar wird und in seine verborgene Herrlichkeit zurücktritt, aus der er herausgetreten war. Jetzt bekennen die Jünger auch einander ihre Erfahrung: daß der gemeinsame Weg und die Auslegung der Schriftworte sie nicht kalt gelassen, sondern daß ihr Herz Feuer gefangen hat. So beginnt sich zu verwirklichen, was Jesus für die Zeit nach seinem Tod ersehnt hatte: „Feuer auf die Erde zu werfen“ (Lk 12, 49 f.). Der auferstandene Herr ist der Geist, der die Herzen erleuchtet und entzündet. Das brennende Herz aber weiß sich – wie einst Mose beim brennenden Dornbusch – gesandt, muß erzählen und besprechen. So kehren sie noch in derselben Stunde um und eilen die ganze Tagreise zurück nach Jerusalem, zu der im Abendmahlsaal versammelten Gemeinde, die sie verlassen hatten. Das neue Feuer, das durch den Geist in ihnen ist, treibt zur Tat und zum Bekenntnis, es treibt zur Kirche. In ihr brennt Gott jetzt in flammenden Zungen, damit die Glaubenden von der Hoffnung sprechen können, die sie erfüllt (vgl. 1 Petr 3, 15).

Die Kirche als Ort der Hoffnung

In der Kirche „sind wir nicht zu einem sichtbar lodernden Feuer hinzugetreten“ wie einst Israel, sondern – und zwar durch die Taufe bereits jetzt –, „zur Stadt des lebendigen Gottes, zum himmlischen Jerusalem“ (Hebr 12, 18.22 f.). Sie „braucht weder Sonne noch

Mond, damit sie ihr leuchten. Denn die Herrlichkeit Gottes hat sie erleuchtet und ihr Licht ist das Lamm. Die Völker werden in ihrem Licht eingehen . . . Nacht wird es dort nicht mehr geben.“ (Offb 21, 23 ff.) Diese heilige Stadt, deren Bürger wir sind, ist schon von Gott herabgestiegen. Ein „neuer Himmel und eine neue Erde“ (Offb 21, 1 f.) sind bereits jetzt unser Lebensraum.

So redet das Neue Testament, wenn es von der Herrschaft Gottes spricht, von der wir glauben, daß sie mit Jesus, dem Christus, unter uns angebrochen ist. Schwärmerei ohne Realitätsbezug? Enthusiasmus einer urchristlichen Naherwartung? Trostvolle Visionen einer Welt nach der Wiederkunft Christi? Bilder für die Erlösung der Einzelseele oder für innere Gnaden? Jüdische Theologie behauptet, gestützt auf das Alte Testament: „Der Messias erweist sich am Reich, das er bringt.“ (Schalom Ben-Chorin). Und Manès Sperber läßt gegen Ende seiner Romantrilogie einen sterbenden jüdischen Rabbi sprechen: „Ihr Christen, ihr sagt, daß der Erlöser gekommen ist seit langem. Euch gehört die Welt, euch die Macht seit zwei Jahrtausenden. Habt ihr die Schwerter zu Pflügen umgeschmiedet, weidet das Lamm ruhig neben dem Löwen?“ Wenn sich die Verheißungen der Propheten nicht erfüllen, was hat sich dann durch Jesus, den wir als Christus, als Messias, bekennen, wirklich geändert? Eine spiritualisierende, individualistische und introvertierte christliche Hoffnung gerät hier in Verlegenheit. Gewiß ist die Gottesherrschaft völlig anders als das, was wir gewohnt sind, so daß ihr Kommen vielleicht nur in den apokalyptischen Bildern eines Zusammenbruchs der alten Welt und des Herabsteigens eines neuen Kosmos adäquat beschrieben werden kann. Gemeint ist mit ihnen aber keine radikale Aufhebung am Ende der Geschichte, sondern eine allmähliche Verwandlung in der Zeit. Obwohl die Gottesherrschaft ganz Werk Gottes ist, kommt sie freilich nur dort an, wo sie in Freiheit angenommen wird. Was Menschen von der Gottesherrschaft trennt, ist daher nicht der leibliche Tod, sind nicht die Wehen einer noch ausstehenden

Endzeit, sondern allein das im Glauben angenommene Sterben in der Taufe. Durch die Taufe aber wurden wir bereits jetzt mit Christus in die Gottesherrschaft hinein auferweckt, haben wir bereits jetzt mit Christus einen Platz im Himmel erhalten (Eph 2, 6). Die Gottesherrschaft ist also nicht etwas Welt-Jenseitiges, sondern Welt-haft-Paradiesisches und Gemeinschaftlich-Volkhaftes – u. zw. in der Kirche.

Tatsächlich ist die Gottesherrschaft seit Jesus dabei, sich als Gesellschaft inmitten der bösen Gesellschaften dieser Welt durchzusetzen – wie der Sauerteig in der Masse Mehl, wie der Weizen inmitten des Unkrauts, als die kleine Herde, der jedoch der Vater das Reich zu geben beschlossen hat. Tatsächlich sind die prophetischen Verheißungen dabei, sich zu erfüllen, wo die an Jesus Glaubenden zu einer Gegengesellschaft werden. So ist die Gottesherrschaft schon in uns angekommen, aber sie ist noch nicht voll sichtbar. Nur deshalb ist überhaupt Hoffnung für Christen noch nötig, Hoffnung darauf, daß alles Offenbarwerden ihres Glanzes bisher nur ein Anfang war, der weiter ausstrahlen wird. Diese Hoffnung freilich auf die weltverwandelnde Kraft der Gottesherrschaft ist weithin gesunken, „zum Teil in die Seele des einzelnen Menschen, zum Teil in den Abgrund einer verborgenen Innerlichkeit, zum Teil in das Jenseits des Todes, zum Teil in das Grab des Pessimismus, zum Teil in die weiten Hallen einer doch auch von Menschen erbauten Kirche, zum Teil in die Wüste der Rechtgläubigkeit, die mehr den Kopf als das Herz berührte, zum Teil in die Irrtümer einer verweltlichten Kultur“ (L. Ragaz). Eine verbürgerlichte Religion hat sich in den Räumen der Sinnleere, an den Bruchstellen des Daseins und den Rändern des Leben ansiedeln und auf eine jenseitsvertröstende Rolle einengen lassen. Würde aber das Wunder der Gottesherrschaft als den Jüngern in der Kirche gegeben verkündet und geglaubt, dann könnte es alle sonst autonomen Bereiche wie Kultur, Wirtschaft, Medizin usw. schon hier und jetzt umgestalten; dann könnte es auch – wie einst in der christlichen Urgemeinde von Jerusalem – für Au-

Benstehende attraktiv sein und sie überzeugen.

Wir müßten uns also wie die Emmausjünger von den Worten der Schrift, die uns in der Kirche als Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft zugesprochen werden, die Augen dafür öffnen lassen, müßten uns nur von den Worten der Schrift her die gegenwärtige Stunde als uns geschenkte Gnade deuten lassen. So entmutigend vielleicht auch die Situation einer konkreten Gemeinde sein mag, wir müßten nur darauf vertrauen, daß Jesus uns in der Tischgemeinschaft der Kirche „befreit zur Freude Gottes und zur Freude aneinander in Gott“ (A. Augustinus), daß er uns zumindest in der Eucharistiefeyer bereits den „köstlichen Geschmack der Hoffnung“ (alter Osterhymnus) schenken will. Wir müßten also ernst machen mit unserem Glauben, daß die Kirche als dergesellschaftliche Leib Christi die „messianische Alternative“ ist; daß Gott sie – jenseits allen Triumphalismus- und Machtdenkens – „zum strahlenden Kontrastbild unserer so verzweifelten und so sehr unter sich selbst leidenden Gesellschaft werden lassen möchte“ (N. Lohfink). Der Staat kann nicht zur Freiheit des einzelnen und der Gemeinschaft befreien. Freiheit gelingt nur unter der Herrschaft Gottes, eine neue Erde gibt es nur unter einem neuen Himmel – und damit letztlich nur in der Kirche, dem Ort, wo Gottes siegreiche Gnade als Heil des ganzen Menschen und der gesamten Gesellschaft erfahrbar wird.

So ist letztlich nur die Kirche der Ort, wo wir hoffen können, hoffen auch auf die von allen so leidenschaftlich ersehnte humane, wahrhaft brüderliche Gesellschaft, für die Gott schon gewirkt hat und für die er weiter wirken will.

Leicht überarbeiteter Text einer Predigt, die in Wien am 17. November 1982 vor Theologiestudenten gehalten wurde. Die Zitate ohne Autorenangabe stammen – soweit sie nicht der Legende entnommen sind – aus M. Sperber „Wie eine Träne im Ozean. Romantrilogie“ (Wien 1976) bzw. aus „Handeln – für ein unerreichbares Ziel. Siegfried Lenz im Gespräch mit Manes Sperber“ in: A. Mensak (Hrsg.) „Siegfried Lenz: Gespräche mit Manes Sperber und Leszek Kolakowski“ (Hamburg 1980).